

Rudi Eichhorn (Herausgeber)

**Sagen und Erzählungen aus dem Kreis Rotenburg
und seinen Grenzgebieten**

Hier sollen unseren Lesern Sagen und Erzählungen aus dem alten Kreis Rotenburg und seinem Umland, die, wie schon im Vorwort des Bandes 1/79 aufgeführt, in Buch- bzw. Heftform erschienen, aber nicht mehr beziehbar sind und wie von zahlreichen Lesern gewünscht, in mehreren Folgen wieder zur Verfügung gestellt werden.

Hans Neumann hat sie z. T. aus Carl Hessler: „Sagenkranz aus Hessen-Nassau“ (Cassel 1894) entnommen, z. T. wurden sie ihm von Lehrern und Pfarrern aus den Orten des Kreises Rotenburg mitgeteilt. Ihre erste Veröffentlichung erfuhren sie, wenn auch noch ungeordnet, in der Beilage des Bebraer Tageblattes „Der Kreis Rotenburg in alter und neuer Zeit 1925—39“.

In den Bändchen „Rund um den Alheimer“ Heft 2, 1938 und Heft 1, 1950, beide von ihm zusammengestellt und vom Lehrerverein des Kreises Rotenburg herausgegeben, erscheinen sie erstmals in zusammenhängender Form.

In diesem Bande werden Sagen und Erzählungen mit geschichtlichem Hintergrund veröffentlicht.

Der Kroatentloch

Man schrieb das Jahr 1634. Die Ernte war geborgen und der Spätherbst herbeigekommen. Adventsglocken läuteten durchs Land. Die stillen Wintermonate kamen näher, und Feld und Wald sanken allmählich in ihren Winterschlaf. Unruhig aber waren die Herzen, und ein banges Fragen ging leise von Mund zu Mund. In gespannter Erwartung harpte man in Ulfen und den Nachbardörfern der kommenden Dinge. Langsam schlichen die trüben Novembertage dahin. Man lauschte auf jedes Gerücht. Die eine bange Frage beherrschte alle Gemüter: Werden die Kroaten kommen oder nicht? Bisher waren diese unheilvollen, unwillkommenen Gäste ferngeblieben. Man wußte noch, wie grausam und unmenschlich sie im Jahre 1626 in den Nachbardörfern Grandenborn, Renda, Datterode, Röhrda gehaust und wie schonungslos sie sich an Mensch und Vieh, Hab und Gut vergriffen hatten. Auch erzählte man sich immer wieder von neuem, was die Dörfer in der Nähe von Eschwege, wie Reichensachsen und Hornel, an Kriegsnot ausgestanden hatten. Bis jetzt waren Dörfer wie Ulfen, Breitau, Wölfterode, Blankenbach, Süß und Nentershausen verschont geblieben, aber sie hatten das Verderben schon in greifbarer Nähe gespürt.

Nun flog die Kunde wie auf Flügeln durchs Land, daß die Kaiserlichen heranrückten und die Kroatenhorden Isolanis wieder nach Hessen einfluteten. Ihre Rosse tränkten sie bereits an den Wassern der Werra. Wie Heuschreckenschwärme fielen sie über das Land her, um in kurzer Zeit alles kahl zu fressen. Schon leuchteten allabendlich schaurig lodernde Flammen brennender Häuser am Horizonte, die den Nachbardörfern das wüste Treiben der Mordbrenner angekündigten, durchstreiften einzelne Kroatenschwärme die Höhen und Täler des Richelsdörper Gebirges, plünderten, brandschatzten und verbreiteten Angst und Schrecken unter der Bevölkerung. Zahlreiche Gerüchte von Gewalttaten und Schändlichkeiten an Mensch und Vieh, Weib und Kind, durchschwirrten die Luft und wurden von Dorf zu Dorf erzählt. In Ulfen wartete man in zitternder Erregung auf das Näherkommen der Gefahr. Noch hoffte mancher in der Stille, daß das Unwetter auch diesmal vorüberziehen werde. Diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen.

Man riet und beriet, wie man sich verhalten wollte. Der Gedanke und Vorschlag einiger beherzter Männer, den Kroaten mit bewaffneter Hand entgegenzutreten und ihnen den Weg ins Ulfetal zu versperren, wurde schnell fallen gelassen, da man sich zu schwach fühlte und den Zorn der Kroaten nicht reizen wollte. Nur einige Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen. Man richtete auf dem nahen Galgenberge¹ eine Wache ein, die von dort aus die Straße nach Blankenbach beobachten und das Herannahen des Feindes rechtzeitig melden sollte. Man bestimmte, wohin man Pferde und Kühe eiligst schaffen wollte, um vor den Zugriffen der Räuber sicher zu sein; man hatte bestimmte Verstecke in den Wäldern und Schluchten ausgewählt, wohin Weib und Kinder, Greise und Kranke gebracht werden sollten, um vor den Gewalttaten möglichst geschützt zu sein. Auch einige Kostbarkeiten und Geldmittel waren bereitgestellt, um im gegebenen Augenblick gerettet zu werden. Ein kostbarer gotischer Abendmahlskelch, der, aus Straßburger Werkstätten stammend, im Jahre 1511 erworben war, ist damals ins Versteck gewandert und noch heute ein wertvolles Erinnerungszeichen an jene schweren Tage.

Es war am Montag der ersten Adventswoche, als plötzlich der Ruf vom Galgenberge herunter das Dorf durchflog: „Die Kroaten kommen.“ Soeben hatten die ersten Reiter Blankenbach verlassen und ritten nach Wölflterode und Ulfen hinab. Eine Panik erfaßte das Dorf: „Rette sich, wer kann!“ Schnell werden Pferde und Kühe aus den Ställen geholt und den Wäldern zugetrieben. Eine dunkle Kunde nennt die Wälder am Hatzenbach,² die Täler zwischen Petersberg² und Rübenberg² als Zufluchtsstätten. Eine andere Überlieferung gibt den Gießenhagen³ mit seinen Waldungen als Schlupfwinkel an. Wahrscheinlicher jedoch ist es, daß man damals das Rendaer und Grandenbörner Tal und die Waldungen von Rittersberg⁴ und Holzhausen⁴ zum Versteck gewählt hat, weil ja damals die Hauptstraße von Ulfen durch den Hatzenbach über Lindenau und Weida nach Sontra führte und von vornherein anzunehmen war, daß die feindlichen Scharen auf dieser alten Verbindungsstraße Sontra überfallen würden, wie es auch in der Tat geschehen ist.

Nur ein kleiner Teil der Bewohner blieb in Ulfen zurück und erwartete in Furcht und Zittern den Feind. Unter diesen Leuten waren auch der Herbergswirt Hans Pippart und seine beiden Söhne Hans und Kurt. Ferner blieb der wackere Dorfschulze Hanjörg Lies auf seinem Posten. Es dauerte jedoch viel länger, als man annehmen mußte, bis die Kroaten erschienen. Sie hatten nämlich inzwischen den Hasengarten,⁵ die Blindenmühle⁵ und die Rietmühle⁵ aufgesucht und in der Blindenmühle vor allem furchtbar gehaust. Der Müller Kurt Fritzen und sein Sohn Hans wurden blutig geschlagen, als sie sich zur Wehr setzten, um wenigstens eine Kuh zu retten. Die Kroaten waren so unerwartet vor dem Hasengarten und der Blindenmühle erschienen, daß die Bewohner nichts von ihrem Vieh zu retten vermochten.

Was für Schandtaten die Kroaten damals in der Blindenmühle verübt haben, ist uns nirgends sicher überliefert. Nach der mündlichen Überlieferung haben die Kroaten damals den Müller ergriffen und geblendet, Mutter und Tochter grausam geschändet, Haus und Hof durch Brandstiftung in einen Schutthaufen verwandelt. Bei dieser Gelegenheit muß sich der Sohn Hans an den Kroaten gerächt haben oder ihnen Rache geschworen haben, wie wir noch sehen werden. Jedenfalls haben die Kroaten damals einen Denkkettel bekommen; denn sie haben sich noch nach über 10 Jahren an dem Müllerssohn blutig gerächt und ihn kurz vor Ende des Krieges erschossen. Fest steht auch, daß die Familie des Müllers Fritzen mit der Familie Pippart in Ulfen und auf dem Hasengarten eng befreundet war und Hans Fritzen der Bräutigam der Wirtstochter Pippart und einer der Pippartsöhne der Bräutigam der Müllerstochter war. Ob schon damals, wie gemeldet wird, Hans Fritzen auf die Kroaten geschossen und einen Kroatenwachtmeister erschossen hat, bleibt dahingestellt. Jedenfalls war der blutige Knoten geschürzt, der für das Schicksal der drei Freunde so verhängnisvoll werden sollte.

Als die Kroaten den Hasengarten heimgesucht, die Blindenmühle zerstört und die Rietmühle ausgeplündert hatten, ritten sie nach Ulfen hinein. Schon vor ihrer Ankunft am Abend im Dämmerlicht hatte der Müllerssohn Hans Fritzen sich nach Ulfen geflüchtet und dort die Schandtaten erzählt, die an seinen Angehörigen verübt worden waren. Er suchte und bat um Hilfe für seinen schwerverwundeten Vater, der geblendet in der

Nähe der Blindenmühle lag. Nun wußte man in Ulfen, was man von den wütenden Kroatenhaufen zu erwarten hatte. Hans Fritzen eilte auf seiner Flucht zuerst noch in das Haus seines Schwiegervaters Pippart und erzählte dort in der Herbe, was er Furchtbares erlebt hatte und verschwand dann im Dunkel der Nacht, um sein Leben zu retten; denn er wußte, daß die Kroaten kein Mitleid mit ihm haben würden. Auch die beiden Herbergssöhne Hans und Kurt verließen ihr Elternhaus und flohen mit ihrem Freunde. Sie schwuren, Rache an den Kroaten zu nehmen.

Die Kroaten suchten nun in Ulfen nach dem Müllerssohn und hatten bald die rechte Fährte gefunden, die in die Herberge Pippart hineinführte. Sie umstellten das Haus und die anderen Gebäude, durchsuchten jeden Winkel, aber sie fanden den Flüchtling nicht mehr. Wütend verlangten sie von dem Herbergswirt Aufklärung, wo Hans Fritzen geblieben sei und stießen furchtbare Drohungen gegen ihn und seine Familie aus, die sie mit Stumpf und Stiel ausrotten wollten. Der Wirt blieb fest und wußte in Wirklichkeit auch nicht, wo sich seine Söhne und sein Schwiegersohn versteckt hielten. Man band ihn und folterte ihn, um ein Bekenntnis zu erzwingen. Ein Kroatenoffizier hatte seinen Säbel gezogen und drohte ihm den Kopf zu spalten, wenn er den Aufenthalt der Flüchtlinge nicht angeben würde. Zornig hieb er auf den Tisch der Gaststube, und tiefe Narben gruben sich in das harte Holz. Schließlich ließ man den Herbergswirt unter Bewachung in seinem Hause zurück und bezog sein Nachtquartier.

Am nächsten Morgen wurden die Nachforschungen von den Kroaten fortgesetzt. Man versammelte alle Leute, die zurückgeblieben waren, um sie auszuforschen. Man drohte, das ganze Dorf in Brand zu stecken, wenn man das Versteck der Gesuchten nicht angeben würde. Es war vergebens; denn niemand wußte etwas von ihrem Versteck. Da gab der Kroatenoffizier den Befehl, außer der Herberge Pippart, Kirche und Pfarrhaus und eine Reihe anderer Häuser in Brand zu stecken. Niemand durfte es wagen, den Brand zu löschen. Jammernd und wehklagend sahen die wenigen, zurückgebliebenen Ulfener, wie ein Teil des Dorfes in Asche sank. Auch die Flüchtlinge erblickten aus ihren Verstecken und Schlupfwinkeln den aufsteigenden Rauch und die lodernden Flammen und konnten doch nichts tun, als zornig die Hände ballen. Aber nicht nur am toten Eigentum vergriffen sich die Kroaten; sie schlugen und quälten und verwundeten die zurückgebliebenen Bewohner. Monatelang trieben sie nun ihr Unwesen; monatelang saugten sie das Dorf aus und ließen nichts mehr übrig.

Endlich im Mai 1635 schlug die Stunde der Befreiung. Die Kroaten verließen eines Tages Ulfen und die Umgebung und zogen fort aus der hessischen Heimat. Wie froh waren alle trotz aller Not und Traurigkeit, daß sie heimkehren durften. Wie hatte man in heißer Sehnsucht den Tag erwartet, wo man wieder in das Heimatdorf zurückkehren konnte! Aber wie sah es dort aus? Haus und Hof, Küche und Keller verwüstet, zerstört, geplündert und ausgeraubt, Stube und Kammer, Bett und Tisch beschmutzt und verunreinigt. Gar mancher war auch der harten Winterkälte erlegen und draußen im Walde begraben worden. Mancher andere hatte sich ein schweres Leiden in der furchtbaren Not zugezogen. Über die Hälfte der Bewohner hatte der Kriegsturm verschlungen, und mancher

Hof stand verödet, manches Haus verfallen. Von etwa 20 Bauerfamilien kehrten nur 8 zurück, und bei den Tagelöhnern und Handwerkern war es nicht anders. So hatte Ulfen seinen ersten und furchtbarsten Kriegssturm erlebt.

Was wissen wir noch weiter über das Schicksal und das Ende der drei Flüchtlinge, die die Kroaten suchten? Als die Kroaten die Vorbereitungen zum Abzug trafen und heimliche Boten den Flüchtlingen gemeldet hatten, daß der Tag des Abzuges vor der Tür stehe, beschlossen die drei Getreuen, den Kroaten doch noch einen Denkkzettel zu verabreichen und sich für ihre Greuelthaten zu rächen. Sie begaben sich in die Nähe der Blindenmühle und suchten sich einen Platz aus, der vortrefflich geeignet war, ihren Plan auszuführen. Dort lagen sie hinter einer Hecke, dicht vor dem Keudelsberg⁶ und dem Walde auf der Lauer, um bei gegebener Gelegenheit ihren Rachedurst zu kühlen. Als die Kroatenhaufen mit Wagen und Raub, mit Kriegsgesindel und Weibervolk längst vorübergezogen und schon über Blankenbach gekommen waren, erschienen zuletzt noch diejenigen, die sich an schlimmsten vergangen hatten. Es waren ein Kroatenoffizier, ein Wachtmeister und einige berittene Begleiter. Vor allem an dem Wachtmeister, der an dem Blute schuldig war, das in der Blindenmühle vergossen war, wollten sie Rache nehmen. Und wie einst Tell vom Felsenverstecke her den Tyrannen Geßler erschoss, so traf hier den Kroatenwachtmeister die tödliche Kugel. Auch der Offizier wurde verwundet, aber er und seine Begleiter entkamen mit ihrem Leben. Nachdem die drei Getreuen ihren Racheplan erfüllt sahen, flohen sie auf die Höhe des Keudelsberges und warteten dort, ob die Kroaten zu ihrer Verfolgung und Bestrafung zurückkommen würden. Sie kamen diesmal nicht, aber sie kamen viele Jahre später und nahmen dann noch blutige Rache an den dreien, wie wir kurz erzählen wollen.

Der Kriegssturm brauste weiterhin verheerend durch die deutschen Gauen und suchte noch immer unser Hessenland heim. Ulfen blieb auf Jahre hinaus verschont, und man fing an aufzubauen, was zerstört war, und zu heilen, was verwundet war. Auch unsere drei Getreuen Hans und Kurt Pippart und Hans Fritzen gingen wieder wie im Frieden ihrem Tagewerke nach. Sie heirateten ihre Bräute und gründeten eine Familie. Sie säten und ernteten und hofften auf das Ende der schrecklichen Kriegszeit. Hans Pippert erbte von einem Onkel den Baumbachschen Hof Hasengarten, und seine Familie erwarb später durch Ankauf diesen Hof zum vollen Eigentum. Sein Bruder Kurt blieb in Ulfen, wo er an der Seite

seiner Müllerin einige ruhige Jahre verlebte. Er übernahm die väterliche Erbschaft und baute die zerstörte Herberge im Kreuzchen⁷ wieder auf. Auch der Tisch mit seinen Säbelnarben blieb erhalten und erinnerte an die Tage furchtbarer Not. Allzu großen Besuch wird in den Kriegsläufen die Herberge nicht gehabt haben, da die fahrenden Kaufleute die Unsicherheit der Straßen fürchteten. Auch der Müllerssohn Hans Fritzen konnte seine Mühle wieder aufbauen, und beim Klappern seiner Mühle und beim Rauschen der Mühlwasser ruhige Tage erleben. Die Herbergs-tochter schaffte fröhlich als Ehefrau in Haus und Hof.

Doch kamen ihnen immer wieder Ahnungen und Warnungen, daß die frohen Tage für sie gezählt seien. Sie vermuteten mit Recht, daß die Kroaten sie nicht vergessen und bei passender Gelegenheit Rache an

ihnen nehmen würden. Darum waren sie auf ihrer Hut und fluchtbereit. In allen Dörfern ringsum wußte man von ihrem Racheakt an den Kroaten, und die Gefahr bestand für sie, daß sich in diesen wilden Zeiten irgendein Verräter und Aufpasser finden konnte, der im Dienst der Kroaten stand und ihnen Nachricht zutrug. Und was sie in banger Träumen gedacht und in Gedanken hin- und herbewegt hatten, sollte sich an ihnen erfüllen.

Fast zehn Jahre waren dahingegangen, als eines Tages eine Schar berittener Kroaten wie aus den Wolken gefallen auf dem Hasengarten erschien und bei Nacht und Nebel den Hof umstellte und den aus dem Schlaf aufgeschreckten Hans in dem Augenblick erwischte, wo er durch eine Hintertür in den nahen Wald entfliehen wollte. Wohl hatte Hans Pippart seit Jahren sehr wachsame Hunde rings um den Hasengarten zu seiner Bewachung untergebracht, aber sie hatten in dieser Nacht versagt; denn ein Verräter hatte seine Hand im Spiele gehabt und die Hunde vergiftet. Gefesselt und gebunden wurde er auf ein reiterloses Kroatentpferd gesetzt und mit nach Ulfen genommen. Die Mehrzahl der Kroaten umstellte noch in derselben Nacht die Blindenmühle, um auch Hans Fritzen zu fangen. Diesem gelang es aber durch einen Sprung aus dem Fenster und dadurch, daß er in eine stark versumpfte Wiese eilte, wohin ihm die Kroaten nicht folgen konnten, sein Leben diesmal noch zu retten. Sobald er seinen Fuß auf festen Boden setzen konnte, war er im nahen Wald verschwunden. Nun eilten die Kroaten nach Ulfen, um Karl Pippart in seiner Herberge zu fangen. Aber auch hier trafen sie ein leeres Nest an; der Vogel war entflücht; er hatte rechtzeitig Wind bekommen. Am nächsten Morgen wurde Hans Pippart der Prozeß gemacht und derselbe auf dem Friedhofe an der noch heute stehenden Mauer hinter dem Turm erschossen. Man schrieb den 3. November 1644. Die Kroaten verließen alsbald das Dorf und ritten wieder zu ihrem Heerhaufen zurück. Angst und Schrecken überfiel das Dorf, und tagelang zitterte man vor neuen Greuelthaten. Im Kirchenbuche lesen wir: „Hanß Pipart so von Kaißerlichen Soldaten erschossen, am 5. November 1644 begraben“. Sein Bruder Kurt, der diesmal glücklich dem Tode entronnen war, verfiel auf Pfingsten 1646 der Rache der Kroaten. Pfingstglocken hatten soeben das liebliche Fest eingeläutet, und frisches Malengrün schmückte Kirche und Altar. In der Morgenfrühe um 7 Uhr war es — der Pfingstgottesdienst hatte begonnen und die Abendmahlfeyer fand gerade statt —, als blitzschnell eine Kroatenschar durch das Dorf ritt, auf den Friedhof jagte und die Kirchentüren umstellte. Mitten aus dem Gottesdienst heraus und hinweg vom Tisch des Herrn wurde Kurt Pippart gerissen und gefesselt unter die Linde gebracht. Nach kurzer Verhandlung wurde er zum Tode verurteilt und trotz Bitten und Fliehen seine Frau und seiner Mutter auf dem Friedhofe an derselben Stelle erschossen, wo sein Bruder gestanden hatte. Die Urkunde im Totenbuch sagt kurz und deutlich: „Am 19. May 1646 Kurt Pipart, so uff Pfingstmontag von den Kaißerlichen uffm Kirchhoff erschossen, begraben“. Noch lange wird man sich in Ulfen von diesem Pfingstfest und seinen Schrecken erzählt haben, bis die Kunde allmählich verstummte, und die mündliche Überlieferung dunkler und dunkler wurde.

Der Müller Hans Fritzen, den man an diesem Morgen ebenfalls in der Kirche vermutete, war zufällig mit seiner Frau aus dem Gottesdienst ge-

blieben, und das sollte seine Rettung sein. Ehe die Kroaten ihn in seiner Mühle zu erwischen suchten, hatte ein Schäfer, der seine Schafe in der Nähe hütete, ihm ein Warnungszeichen geben können, und so entging er abermals dem sicheren Tode. Aber auch er sollte, ehe die Friedensglocken läuteten, doch noch den Kroaten zur Rache fallen.

Es war am 2. November 1647. Heftige Stürme brausten durchs Land; schwere Regenschauer, vom Wind gepeitscht, schlugen an die Fensterscheiben. Es war eine unheimliche Nacht. Das Mühlbächlein war zum brausenden Strome geworden und überflutete Weg und Steg. Ängstlich und zitternd kauerten die wachsamen Hunde des Müllers in ihren Winkeln und vergaßen im Toben der Elemente ihren Wächterdienst. Die Schicksalsstunde des Müllers schlug. Er hatte sich eben zur Mühle begeben und das Mühlrad abgestellt. Sein Ohr horchte und lauschte in das Toben der Nacht und Brausen der Winde. Seine Augen spähten nach den rauschenden, dunklen Wasserfluten, die unaufhaltsam zu Tale stürzten und heulend vorüberfluteten. Dann als er glaubte, daß ihm und der Mühle keine Gefahr drohte und er auch zu seiner Frau beruhigende Worte gesprochen hatte, legte er sich zur Ruhe. Kaum eingeschlafen, packten ihn harte Fäuste, und im Dunstlicht der Leuchten erkannte er seine Häscher. Jetzt wußte er, daß sein letztes Stündlein geschlagen hatte. Geknebelt und gefesselt ließen ihn die wilden Gesellen bis zum Morgen liegen und spotteten und höhnten, daß sie ihn doch gefangen hätten. Als der Sturm sich gelegt und der Regen nachgelassen hatte, brachte die Schar den armen Müller nach Ulfen. Er wurde an derselben Stelle erschossen, wo seine beiden Freunde und Leidgenossen auch ihr Leben hatten lassen müssen. Nach der kirchlichen Urkunde wurde er am 4. November 1647 begraben. Der Feind hatte seine Rache gekühlt und war auf Nimmerwiedersehen von dannen gezogen. —

Wie wenig weiß man heute noch von diesen Ereignissen der Vergangenheit! Wie schnell ist vergessen, was einst war! Wäre der Kroatentisch mit seinen Erinnerungsnarben nicht noch vorhanden, so wäre alles spurlos hinweggewischt bis auf die kurzen Einträge in den Kirchenbüchern.

Die Wunderblumen von Rittershausen

Wer in den Frühlingsmonaten wandernd unser hessisches Heimatland durchstreift, dessen Fuß betritt auch die Hochfläche des Ringgau, wo einst stolz und mächtig die Boyneburg weithin über Berge und Täler schaute. Die kalten, kahlen, rauhen Höhen und Flächen des Ringgau ziehen endlich ihr Frühlingskleid an und werfen ihren grauen, schmutzigen Winterpelz ab. Wohl dauert es einige Wochen länger als drunten in den Tälern der Werra und Fulda, bis der Frühling siegreich wie ein Märchenprinz seinen Einzug hier oben hält. Wie rein ist hier die Luft, wie still die Flur, wie einsam der Wald, wie weltverloren träumen die wenigen Dörfer auf der Höhe! Wer von der Boyneburg her über Grandenborn und Renda nach dem verlassenem, stillen Rittersberg kommt und von dort nach dem Ulfetal hinuntergeht, dessen Fuß schreitet über die Stätte hin-

weg, wo einst das Dorf Rittershausen * lag. Fränkische Ansiedler hatten hier am Abhang der Hochfläche das Dörflein erbaut und eine kleine Ackerflur urbar gemacht. Aber die Lebenskraft dieses Ortes war nicht allzugroß, da es an fruchtbarem Ackerboden, an saftigen Wiesen und frischen Quellen fehlte. Um das Jahr 1400 ging die Lebenskraft des Dorfes zu Ende wie das Licht einer Kerze, die sich brennend selbst verzehrt. Der Volksmund aber weiß noch mancherlei zu erzählen vom Leben dieses Dorfes, und er erkennt noch genau die Stätte, wo der Friedhof und die Kirche lag. In jedem Frühling, so erzählt man sich, wachsen dort kostbare, seltene, geheimnisvolle Blumen, wie sie sonst in der ganzen Gegend nicht mehr zu finden sind. Alle Jahre wieder, sobald der Frühling naht, erwachen diese Blumen aus ihrem Erdenschlafe und lächeln dem Sonnenlichte entgegen. Es ist, als ob diese Blumen sich lächelnd freuen über die Kräfte der Natur, die keine Menschenhand zerstören kann, aber zugleich scheinen sie auch zu trauern und zu weinen über das, was hier einst war. Es scheint ein Geheimnis um diese Blumen zu schweben; es scheinen Wunderblumen zu sein.

Ein alter Schäfer, der hier einst seine Schafe hütete, als die letzten Trümmer des Dorfes und die zerfallenen Reste der Kirche und Grabsteine noch sichtbar waren, hat uns das Geheimnis erklärt und den Schleier gelüftet, der diese Gegend noch heute umschwebt.

Als die letzten Bauern das Dorf verließen, um eine neue Heimat drunten am Werraufer zu suchen, sei es allen sehr schwer gefallen, die Stätte zu verlassen, wo sie gelebt und gelitten, gearbeitet und gehungert hatten. Besonders der Tochter eines Bauern, die vor kurzer Zeit ihre Mutter verlor, sei das Herz gar schwer gewesen, als sie Abschied nehmen sollte von dem Grabe, das ihr liebes Mütterlein barg. Voller Angst und Sorgen habe sie schon tagelang in den stillen Abendstunden auf dem Friedhof am Muttergrab gesessen und gebetet: „Herr Gott, beschütze dieses Grab.“ Dann habe sie an den Tagen vor dem Aufbruch die schönsten Blumen des Waldes und der Flur gesucht und sorgsam auf der Mutter Grab gepflanzt. Als sie das Werk der Liebe und Treue vollbracht hatte, sei sie am Grab auf die Knie gesunken und habe zu Gott gebetet: „Laß die Blümlein alle Jahre wieder blühen an dieser Stätte des Friedens und laß sie nicht zerstört werden durch Gewalt der Menschen und der Tiere, durch Unwetter und Frost, durch den Pflug des Bauern und den Tritt der Pferde.“ Da sei es plötzlich licht und klar um sie geworden trotz der finsternen Nacht, die hereingebrochen war, und eine sanfte, friedensvolle Stimme habe ihr gesagt: „Tröste dich, mein Kind; deine Liebe und Treue sollen belohnt werden; dein Wunsch wird dir erfüllt; deine Blumen sollen jeden Frühling wachsen und blühen und Zeugen sein, daß die Treue an dieser Stätte nicht umsonst geweiht hat.“ — So blühen sie noch heute jeden Lenz und sagen dem Wanderer, der verübergeht, daß hier die Stätte war, wo der Friedhof von Rittershausen lag und wo das Kirchlein stand, das einst Gottes Lob und Ehre verkündigt. Treue, die tief und echt und wahr ist, kann nie untergehen, davon zeugen die Wunderblumen von Rittershausen.

Mittelwinden

In der Nähe von Hönebach, rechts und links der Straße von Ronshausen, ungefähr da, wo sie über den Tunnel führt, lagen einst zwei Dörfer, Mittelwinden⁹ und Mackenrode¹⁰. Mittelwinden an den Quellen der Ulfe, Mackenrode in der Nähe des Forsthauses Eichhorst. Sie sind vom Erdboden verschwunden. Wie das gekommen ist, kann uns heute kein Mensch sagen. Die Leute behaupten, der 30jährige Krieg habe sie verschlungen und nichts von ihnen übrig gelassen als den Namen einer Feldflur „Hinter der Mühle“, die zu Mittelwinden gehört haben mag. — Herbstfäden flogen in der Luft. Durch die Stoppelfelder schritt der alte Hofbauer hinter seinem Esel, der ihm zwei Säcke Korn zur Mühle tragen sollte.

Der Esel spitzte die Ohren. Es lag ein Summen in der Luft. Von irgendwoher kam es. Der Hofbauer blieb stehen und lauschte . . . Vom Dorfe her tönten Hahnenschreie und der Takt der Dreschflegel. Seine Blicke schweiften über das Fuldatai. Eben wollte er wieder hinter seinem Esel her. — Seine Augen wurden starr und weit. Über dem Wald stieg eine gewaltige Rauchsäule auf. In Ronshausen oder Witterode mußte es wohl brennen. Oder — sollte — gar —?

Er hatte den Satz noch nicht zu Ende gedacht, da hefteten sich seine Augen wieder auf einen anderen Punkt. Da, wo die Straße von Ronshausen her aus dem Walde kommt, gewahrte er einen Reiter — zwei — drei — einen ganzen Trupp. Am Waldrand machten sie Halt und spähten vorsichtig nach Mittelwinden zu.

Kruzitürken! Die kannte er! Vor ein paar Jahren war es gewesen. 1623 wohl. Da war Schneiders Jost aus Ronshausen atemlos zu ihnen gekommen. „Rettet euch, der Tilly kommt!“ hatte er gerufen. Dann hatten sie schnell ein paar Habseligkeiten zusammengerafft und waren alle aus dem Dorf in den dichten Wald gelaufen. Das Schreien und Rufen drang bis zu ihren Ohren. Nach einigen Tagen wagten sie sich, verängstigt und scheu, wieder hervor. Sein Haus fand er wieder. Aber Vieh, Korn, Hafer, alles hatten sie ihm mitgenommen, Türen und Fenster zerschlagen. Was hatten sie für Hunger leiden müssen! Er hat es ja ausgehalten. Aber der kleine Andrees, seiner Tochter Kind — ach ja!

Und dann das zweite Mal! Da waren sie eines Mittags dagewesen, ganz plötzlich, als sie bei Bebra ein Lager hatten. Es waren ihrer nur vier gewesen. Ingrimig hatten sie unter ihren Eisenhauben hervorgeschaut und die Stube mit gotteslästerlichen Flüchen erfüllt. Essen und Trinken wollten sie haben und Hafer für ihre Pferde. Und als er ihnen zu wehren wagte, da hatten sie ihn ganz jämmerlich geschlagen. O ja, er kannte sie nur zu gut, die da unten!

Er ließ Esel Esel sein und lief, was seine alten Beine vermochten. Vielleicht war noch Zeit sich zu retten. Er merkte gar nicht, daß zwei Reiter hinter ihm her waren, und noch ehe er das Dorf erreichte, hatten sie ihn am Kragen. Die Pistolen mit aufgezogenen Hähnen setzten sie ihm auf die Brust und drohten ihm, ja stille zu sein. Zitternd und bebend ging er ihnen voran. Sein Nachbar wollte gerade über die Straße. Die Soldaten sehen und ausreißen war eins. Gleich war einer hinter ihm her. Mit dem

Säbel spaltete er ihm den Kopf: „Es ist besser, du stirbst, als daß du uns verrätst!“

Ach, das Schreien, Weinen, Jammern zu Hause! Geld wollten sie haben. Woher sollte er welches nehmen? Nein, nein, er hatte überhaupt keins. Zuerst legten sie ihn auf einen Wagen, banden ihm die Hände und Füße zusammen und steckten ihm einen Pflock zwischen die Zähne. Dann goß ihm einer einen Eimer voll Jauche in den Mund. Er habe immer noch kein Geld? Sie wollten es schon aus ihm herausbekommen, wohin er es versteckt habe. Sie machten ihre Hähne von den Pistolen los und schraubten sie ihm an die Fingernägel. Bei jedem Schrei mußte er vier Streiche mit der Karbatsche auf die Waden aushalten. Das war zu viel, er fiel hin, er sah und hörte nichts mehr. —

Die Sonne war am Untergehen, da wachte er wieder auf. Wo war er eigentlich? Was war mit ihm geschehen? Dicht vor ihm rauchten die niedergebrannten Häuser, nicht eins schien verschont geblieben zu sein. Aus einer Ecke drang leises Wimmern an sein Ohr. Da saß der kleine Andrees bei seiner Großmutter. Die lag kalt und bleich da. Und seine Buben und Mädels? Fort, verschwunden, wer weiß wohin. Auf sein Rufen antwortete niemand.

Die Nacht kam. Seine Frau begrub er unter dem Birnbaum im Garten, blickte hinauf zu den Sternen und sprach ein stilles Gebet. Dann nahm er den kleinen Andrees an die Hand, und beide gingen hinein in den tiefen Wald. —

Wieder flogen Herbstfäden durch die Luft. Ein linder Südwind wehte, als wollte es wieder Frühling werden. Im Jörgen (Georgen)-Graben stand der alte Hofbauer und stierte müde auf seinen Acker. Neben ihm stand sein Tochterbub, der Andrees, und blickte den Rehen nach, die eben das Weite suchten. Der Alte im abgerissenen Gewande, grau und stoppelhaarig, stützte sich auf seine Büchse, und die harten Falten wurden bei dem Sinnen nicht weicher.

Wie viele Jahre habe ich den Acker nun schon nicht mehr angebaut? fragte er sich. Er wußte es nicht mehr. Man sah es dem Grundstück überhaupt nicht mehr an, daß es ein Acker war. Langbüschelige Gräser, Dornen und Gestrach machten sich breit darauf.

Was soll ich mich plagen? Ich bekomme ja doch wieder nichts. Ehe noch eine Schneedecke darüber liegt, ist vielleicht alles von den Pferden zerstampft. Oder die Saat erlebt das Frühjahr, soweit das Wild es zuläßt. Dann ist der Feind wieder da. — Woher soll ich das Saatgut nehmen? Zwar ein Kühlein hätt' ich jetzt wieder, und der Pflug wäre auch noch zu gebrauchen. Aber ich müßte ja mit der Rodhacke anfangen. Wozu soll ich meine alten Knochen plagen?

Der Bub hat seine Milch und was im Garten wächst. Wild läuft auch genug herum. Ja, wenn die anderen noch lebten! Meine Buben, meine Mädels, mein armes Weib! Wie hatte der Pfarrer von Hönebach seine Predigt begonnen? Im Jahre des Herrn 1636. Nein, im Jahre des Teufels 1636, sage ich! Das hat mir alles genommen. Die Jungen vom Krieg verschlungen. Die Mädchen, wer weiß, was mit ihnen geschah. Das Weib gemartert und verschieden, mir gabs die Daumenschrauben und den

Schwedentrunken, dazu einen Trümmerhaufen. Und der da oben schaut zu und sagt nichts. Und die Sonne läßt er auch noch scheinen. Und es ist wie immer. Nur der Menschen sind wenig, der Gräber viel, das Brot beinahe vergessen. Seuchen im Überfluß. Ich baue nichts an, es hat doch keinen Wert.

Da zog ein Summen durch die Luft, klar und feierlich.

„Horch, Großvater, hörst du's?“

„Sie läuten. Es ist wohl in Bebra oder Witterode oder Ronshausen. Am Himmel sehe ich keinen Brand.“

Damit trat der alte Hofbauer zu einem Haselbusch. „Andrees, komm her, ich helfe dir Haselnüsse pflücken. Da schau, wieviel noch da sind.“ „Großvater, da vorn in den Büschen regt sich was!“

„Es wird ein Reh sein oder ein Hirsch.“

„Nein, Großvater, ich hab was Rotes gesehen.“

Schnell griff der Alte nach der Büchse, die er nebenan an einen Baum gelehnt hatte. Scharf spähten die Augen unter den weißen Augenbüscheln hervor. Es dauerte eine ganze Weile. Andrees hielt sich mäuschenstill. „Es wird doch ein Wild gewesen sein, Andrees.“ Sie gingen tiefer in das Gebüsch, wo der Knabe einen ergiebigeren Busch gesehen hatte.

Das Läuten wurde stärker. Es war fast, als wollten die Glocken etwas mit aller Gewalt ins Land rufen. Was sie nur haben?

Jetzt näherte sich ein Mann von Ronshausen her. Auch er trug ein Gewehr. Da fingen sie auch im Dorfe zu läuten an. Besorgt wandte der Alte den Kopf dahin. Schnaufend rief ihm der Angekommene zu: „Hofbauer, weißt du es schon? Es ist Friedel!“

„Friede? — — Das gibt's nicht.“

„Ja freilich! Es ist Friede. Drum läuten sie so. In Ronshausen läuten sie auch. Hörst du's?“

„Und in Bebra und Rotenburg! Horch! Eben ist der Bote gekommen und hat den Frieden verkündet.“

„Friedel!“ Die Augen des alten Hofbauern zwinkerten schnell. „Friedel!“ Der kleine Andrees sah besorgt zum Großvater auf.

„Ist es gewiß, Jost?“

„Freilich, ganz gewiß. Aber gehe mit heim, Hofbauer. Es ist nicht sicher da herum. Es treibt sich viel Gesindel um. Auf dem Wege von Ronshausen ist's mir auch nicht recht gewesen, und ich habe deshalb einen Umweg gemacht. Ich wollte beim Postwirt eine Kuh kaufen, die war aber schon fort. Ist so ein Halunke in der Wirtsstube gewesen, hat von dem Handel gehört und ist verschwunden. Ich wette, der Strolch ist mir nachgeschlichen und treibt sich da herum.“

„Friedel!“ hatte der Hofbauer immer wieder gemurmelt und hatte starr ins Weite geblickt. Jetzt wandte er sich ab und sagte: „Ich komme gleich nach. Wir wollen nur noch den Hut vollpflücken.“

„Friede? Was ist Friede, Großvater?“

„Friede? Friede ist, wenn kein Krieg mehr ist!“

„Wie ist's da, wenn kein Krieg mehr ist?“

„Das ist — — — wirst schon sehen.“

„Ist Friede gut? — Großvater, da rührt sich schon wieder was“, flüsterte der Kleine und lief ängstlich seinem Großvater zu. Der Alte riß die Büchse auf. Da krachte ein Schuß und noch einer. Als der Alte vorsprang, raschelte ein fliehender Mann durchs Gebüsch. Der Alte wandte sich zum Andrees. Er nahm ihn schnell bei der Hand, und beide schritten gebückt dem Dorfe zu. Von nahen und fernen Kirchen klang das Feiertagläute; denn es war Friede.

Der Dreikönigsstein

Am Waldwege von Obergude nach Spangenberg steht ein seltsamer, dreikantiger Stein, welcher im Volksmund „Dreikönigsstein“ heißt. Keine Urkunde vermerkt, warum er gerade diesen Namen bekommen hat; aber er zeigt damit in die Zeit, da die Domäne Haydau¹² bei Morschen noch ein Nonnenkloster war und seine Insassen in stiller Weltabgeschlossenheit ihr Leben führten. Aus dieser Zeit stammt dieser Stein. Es knüpft sich an ihn folgende Begebenheit:

„Heute ist das Fest der Heiligen drei Könige!“ sagte die Mutter zu ihren drei Kindern, „sie kommen auch zu uns mit ihren Dienern und Kamelen, um das Jesuskindlein anzubeten!“

„Woher kommen sie denn?“ fragte neugierig der kleine Hansel, und in seinen Augen war ein seltsamer Glanz.

„Aus dem Morgenland!“

„Wo liegt Morgenland, Mutter?“

„Wenn man über den Berg und den tiefen Wald nach Schemmern geht, kommt man hin!“

Die Mutter hatte im Stall zu tun, und der Vater war im Wald bei der Arbeit.

„Wir gehen den Heiligen drei Königen ein Stück entgegen!“ meinte der Hansel, und die Liesel und die Bärbel waren gleich dabei. Sie huschten durchs Hinterpförtlein, jedes ein Stückchen Kuchen in der Hand für die Könige, die gewiß hungrig sind, und ein wenig Heu für die Kamele.

Zunehmende Tage. Ein scharfer Ost . . .

Sie stapften tapfer voraus, an den Hecken und Büschen entlang, bergauf durch die Felder, immer bergauf.

Der Wind pfiß. Man konnte es schon sagen, daß es kalt war. Die entlaubten Zweige der Haselbüsche und die Brombeerhecken schimmerten rötlich, Rotkehlchen und Zaunkönige hüpfen flink und zutraulich von Ast zu Ast. Keinen Menschen sah man auf den Feldern, nur der Schäfer hütete im Grunde hinter der Mühle seine Schafe.

Der Tag neigte sich rasch. Ein kleines Stückchen noch, dann waren sie oben. Der Kirchturm von Gude " verschwand hinter den schwarzen Tannen, und das weite, nackte Gudetal dehnte sich hinab bis zum Fuldatal. Die Kinder lugten, so gut sie konnten, so weit das Auge reichte, doch umsonst, nichts zeigte sich als dürres Dornengerank und Feld bis an den Waldrand. Ein paar Krähen hockten in den Kiefern. Alles schien traurig, leidvoll und stumm.

„Sie kommen nicht, wir wollen heim!“ sagte die Liesel, und das Weinen stand ihr im Gesicht.

„Dahinten kommen sie schon!“ erwiderte der Hansel, „ich habe eben etwas gehört, wir werden sie gleich sehen!“

Und nun aber gelaufen, um die Könige nicht zu verfehlen!

Der Tag schwand dahin. Die Sonne sank rasch. Das lustige Geschwätz ward gedämpfter. Kälter wehte plötzlich der Wind, und selbst dem tapferen Hansel stockte der Fuß.

„Da sind sie! Da sind sie!“

Ein heller Freudenschrei entfuhr den Kinderkehlen. Die Großartigkeit der königlichen Pracht blendete ihre Augen. Ein Überschwall der herrlichsten Farben entbrannte aufflammend im Westen. Breite Streifen von Purpur erglühnten, und eine Halbkronen aus Gold und Edelsteinen, die einen Kreis von langen Strahlen gen Himmel sandte, erleuchtete den Horizont.

„Die Könige! Die Könige!“ rief die Liesel.

„Seht ihre Kronen, ihre Mäntel!“ jubelte der Hansel.

„Hört ihr's?“ lachte die Bäbel; „sie kommen, sie kommen!“

Ganz verzückt und erwartungsvoll standen die Kinder da. Doch bald schwand diese ganze Herrlichkeit. Die letzte Aufleuchten der sinkenden Sonne erlosch nach und nach, und verwirrt, mit offenem Munde sahen die Kinder sich auf einmal allein und einsam im dunklen Feld.

„Wo sind die Könige hingegangen?“ fragte zaghaft die Liesel.

„Dort, hinter den Wald!“

„Dann müssen wir uns aber eilen, wenn wir sie noch einholen wollen“, meinte entschlossen der Hansel, der die Könige nun einmal sehen wollte. Der Wald ward dunkler und dunkler. Zuletzt war es Nacht. Ein Käuzchen schrie. Den Kindern ward angst und bange, sie faßten sich fest bei der Hand.

„Wir suchen uns ein Plätzchen und warten. Vielleicht kommen sie doch noch vorbei“, meinte der Hansel. Sie setzten sich unter eine dicke Tanne auf ihr Heu, kuschelten sich eng zusammen und knabberten ihren Kuchen. Die Könige werden nicht böse darüber sein.

„Was wird die Mutter nur sagen?“

„Und der Vater?“

„Wenn die Könige vorbeikommen, gehen wir, und dann sind wir schnell daheim. Dann leuchtet der Stern, und alles ist hell.“

Die Bärbel war müde. Sie lehnte ihr Köpfchen an Hansels Schulter und schlief. Die Liesel war noch ein Weilchen munter, dann war auch sie ins Traumland gegangen. Der Hansel aber kämpfte tapfer mit dem Sandmann. Er wollte durchaus wach sein, wenn die Könige kamen; aber zuletzt sank sein Köpfchen auch vornüber.

*

„Wo stecken nur unsere Kinder?“ fragte die Mutter. Sie suchte bei den Nachbarn, sie rief in den Gassen, sie fragte hier und dort. Niemand wußte etwas von ihnen. Nur der Schäfer, der seine Herde heimwärts trieb, hatte drei Kinder den Berg hinaufgehen sehen.

„Du guter Gott!“ Da wußte die Mutter alles. „Die Heiligen drei Könige!“ rief sie nur und eilte, Leute herbeizurufen, um die Kinder zu suchen.

Mit Lampen, Laternen, Fackeln und Trompeten zogen sie los in die dunkle Nacht, die Mutter voran.

„Wohin???“

„Über den Berg — durch den tiefen Wald — nach Schemmern — schnell — daß sie nicht erfrieren!“

*

Und der Hansel hatte einen wunderbaren Traum: Die Heiligen drei Könige kamen durch den tiefen Wald. Der Stern leuchtete ihnen voran. Alles war taghell erleuchtet. Trompeten schmetterten. Rief nicht der Herold seinen Namen?

„Han—sell Hansell“

O die Heiligen drei Könige! Nun kamen sie doch! Jetzt — jetzt faßten sie ihn bei der Hand: „Hansel, komm, steh auf!“

Da standen sie vor ihm mit Fackeln, Laternen — die Heiligen drei Könige? — Nein! Vater, Mutter und viel Leute, und der Hansel, die Bärbel, die Liesel mitten drin, zitternd vor Frost und Aufregung, ganz verwirrt. Und die Mutter preßte die ängstlichen Kinder schluchzend an ihr Herz.

„Ihr Kinderchen, was macht ihr denn nur hier?“

„Wir wollten den Heiligen drei Königen nur ein Stück entgegengehen!“
„O ihr armen Schäfchen, hier trifft ihr sie nicht, aber ihr sollt sie heute noch sehen.“

Sie wickelten die Kinder in warme Tücher, nahmen sie auf die Arme und zogen heimwärts durch den tiefen Wald, den Berg hinab nach Morschen wie einstmals die richtigen Könige, hinein in die Kirche, um das Jesuskindlein anzubeten und ihm für die wunderbare Errettung der Kinder zu danken.

Da hing über dem Altar der große Stern, und sie sahen nun die Heiligen drei Könige in roten, grünen und blauen Mänteln, wie sie das Jesuskindlein grüßten: König Melchior mit dem Schatzkästlein voll Gold, König Balthasar mit dem Räucherfaß und König Kaspar mit dem Gefäß voll Myrrhen. Sie bewunderten die hübschen Pagen, die die Schleppen der Män-

tel trugen, die Kamele, die ihre Köpfe hoch über Ochs und Eselein erhoben, die heilige Jungfrau, gebeugt über die Krippe, und Vater Joseph. Und rund herum die Hirten, die Hirtinnen, die süßen Kuchen brachten, Körbe voll Eier und Windeln für das Christkind. Den Müller, auf dem Rücken den Sack voll Mehl, die gute Alte, die dasitzt und spinnst, den Entzückten, der bewundernd die Hände hebt, den Scherenschleifer, den verdutzten Wirt, kurz, alle die zur Krippe gehörenden Figuren. Aber der Mohrenkönig war es, den sie am meisten bewunderten. Da stand auch die glückliche Mutter mit ihren drei Kindern, und der ernste Vater und all die Bauern und Bäuerinnen von Morschen, und alle sangen:

„Jesu, großer Wunderstern . . .“

Dort oben aber, wo die Kinder gefunden worden waren, setzte man einen Stein und nannte ihn „Dreikönigsstein“, weil von dorthier die Heiligen drei Könige kamen, der Hansel, die Bärbel und die Liesel.

Wie Ritter Riedesel zu Namen, Land und Wappen kam

Der Kaiser war einmal in den großen Wäldern des Knüll zur Jagd und hatte sich dabei verirrt. Aus dieser Not errettete ihn zufällig ein Ritter, der in der Nähe wohnte und ihn auf den rechten Weg und auf seine Burg brachte, wo er ihn bewirtete. Beim Mahle wollte der Kaiser seinem Retter und Gastgeber seinen Dank erweisen und sagte gutgelaunt, daß alles Land, das er in drei Tagen auf einem Esel umreite, ihm gehören solle. Das war ein sonderbares Anerbieten und löste manches Scherzwort aus. Der Ritter aber ging ohne Zögern darauf ein.

Am anderen Morgen schon begann er seinen Ritt, von zwei Schreibern des Kaisers begleitet. Die Burginsassen ließen es sich nicht nehmen, ihm ein Stück zu folgen. Es war ein lustiger Zug, der sich durch das Burgtor ins Freie bewegte, und manches lustige Wort flog hinüber und herüber. Daran kehrte sich der Reiter aber nicht. Er kehrte sich auch nicht daran, daß des Kaisers Schreiber im Schweiß ihres Angesichtes über Stock und Stein zu Fuß hinter ihm herpusten mußten und der Esel bockte und nur widerwillig seinen Weg ging. Er ließ sich durch nichts irre machen. Er ritt tapfer darauf los, und es war kein kleines Stück Erde, welches er innerhalb dreier Tage umritten hatte.

Am Abend nach dem anstrengenden Ritt sah der Rittersaal wieder eine frohe Tafelrunde. Das Scherzen und Lachen war diesmal auf seiten des Ritters. Und als der Kaiser nach dem Mahle sein Wort einlöste und seinem Gastgeber das umrittene Gebiet mit all den Wäldern, Wiesen, Dörfern und Mühlen durch kaiserliche Urkunde mit des Kaisers Siegel als sein eigen überreichte, gab er auch gleichzeitig in froher Laune seinen Willen dahin kund, daß der Ritter von nun an nach dem Ritt auf dem Esel den Namen Rittesel, aus dem später Riedesel " wurde, und den Kopf seines Reittieres in seinem Wappenschild führen solle.

Vom alten Ritter Hornung und seinem Sohne Walter

Einst schaute von der Hornungskuppe ¹⁴ eine Burg auf die schöne Landschaft herab, deren Mauern bereits grau und deren Dächer vermoost waren. Es war alles schon so altersschwach an ihr, daß der völlige Zerfall nicht mehr allzufern schien. In diesem verwitterten Steinbau hauste der wilde Herr von Hornung ¹⁵ mit seinem einzigen Sohn und etlichem Gesinde. Wer es konnte, der mied die düstere Burg, denn weit und breit wurde der finstere Mann wegen seiner Gewalttaten gefürchtet. Gänzlich anders in seinem Wesen war Walter, der Sohn des Burgherren. Ihn liebten die Armen als Wohltäter, die Bedrängten und Bedrückten vertrauten seinem starken Schutz, und jedermann hoffte, Walter von Hornung werde seinem Geschlecht neues Ansehen verleihen.

Der besonderen Gunst des Junkers erfreuten sich die Bewohner von Dankershausen, die ihrerseits bei jeder Gelegenheit große Anhänglichkeit erwiesen. Kam er ins Dorf herab, so wechselte alt und jung zutraulich Gruß und Rede mit ihm. Freundlich vor allem lachten ihm aber aus einer kleinen Hütte die blauen Augen einer schönen Jungfrau. Es war Kläre, die Försterstochter. Sie hatte in der Kindheit als sanfte Gespielin Freud und Leid mit dem früh mütterlosen und vereinsamten Knaben geteilt. Dafür hing aber auch sein Herz schon damals mit seltsamer Innigkeit an dem stillen Mägdlein, und später wurde aus den Spielkameraden, noch ehe die zwei selbst es wußten, ein Liebespaar, das in reiner, tiefer Neigung einander zugetan war. Die Dorfbewohner waren es gewöhnt, Kläre und Walter vertraulich wie Geschwister verkehren zu sehen. Sie merkten nichts, und das war den Liebenden recht. Denn sie wußten wohl, daß ihr Herzensbund ein jähes Ende nehmen würde, sobald Walters Vater davon erfuhr. Darum hielten sie ihr Glück heimlich vor den Menschen. Nur wenn an milden Sommerabenden die friedliche Dämmerung auf der Erde lag und unten auf der Straße die Dorfjugend vom „unglücklichen, schwarz-braunen Mägdlein“ sang, dann saßen unter einer mächtigen Linde oben auf der Höhe auch der Junker und des Försters Töchterlein in zärtlichem Zwiegespräch zusammen. So vergingen Jahre, und nichts störte ihr geheimes Glück.

Wenn Walter so mit Kläre auf der alten Steinbank unter der einsamen Linde saß, schritt zuweilen der Burggeistliche, ein Mönch in dunkler Kutte, vorüber. Er schien stets mit sich beschäftigt, denn immer ging er mit niedergeschlagenem Blick einher. Aber seine Achtlosigkeit war geheuchelt. Wie der Marder den Vogel im Versteck wittert, so erspähte der Mönch die Ahnungslosen in der Tiefe des dichten Gezweigs. Suchte er dann den alten Herrn von Hornung auf, so hätte ein Lauscher in dem erregten Gespräch, welches zwischen beiden Männern geführt wurde, häufig die Namen Walters und Kläres vornehmen können, auch wohl eine vom Burgherrn heftig ausgestoßene Drohung: „Ist es die Dirne, um deretwillen er sich weigert, ein reiches Edelfräulein als Herrin in die Burg einzuführen, dann soll sie es büßen, so wahr ich Hornung heiß!“

In der Frühe eines prächtigen Sommermorgens ritt Walter nach Eisenach, wo sich viele Ritter und Herren zu fröhlichen Festen und zu ernstern Beratungen versammelt hatten. Den Junker in glänzlicher Rüstung schien es nicht sonderlich nach den Vergnügungen der Stadt zu ziehen. Er ließ das Roß langsam gehen, und sein ernstes Gesicht zeugte davon, daß er trü-

ben Gedanken nachhing. Kläre war jetzt immer so traurig, und auch auf seinem Herzen lastete seit langem ein unbestimmter Druck. Am liebsten wäre er daheim geblieben, wenn nur der Vater in seiner rauhen Art nicht so heftig auf der Reise bestanden hätte. Als er dann endlich in Eisenach anlangte, vermochte ihn kein Glanz der Feste und kein Geräusch der Vergnügungen zu fesseln; denn immer zog es ihn heimwärts. O, hätte er geahnt, was zu Hause vorging, so hätte ihn nichts zurückgehalten.

In Dankmarshausen standen nämlich zur selbigen Zeit die Nachbarn mit verstörten Mienen in Häusern und Straßen in großen und kleinen Gruppen zusammen. Im Dorfe hatte sich zuletzt leise, dann aber deutlicher und lauter das Gerücht verbreitet, Kläre sei eine arge Hexe, die durch Liebestrank und Teufelskünste den Junker Walter so fest umstrickt halte, daß er sich nicht wieder von ihr loszumachen vermöge. Darauf waren eines Tages Knechte des Ritters von Hornung gekommen und hatten die Beschuldigte ins Burgverließ geschleppt. Der alte Vater von Kläre war zum Burgherrn geeilt, für die Tochter Leben und Freiheit zu erbitten. Aber tief gebeugt kehrte der Greis zurück, und ohne die Neugierde der teilnehmenden Frager zu befriedigen, hatte er sich aufgemacht, Walter Kunde von dem Geschehenen zu bringen. Von Kläre erfuhr man indessen, daß sie hartnäckig leugne, mit dem Bösen im Bunde zu stehen. Darum sollte ein Gottesurteil entscheiden, ob sie die Wahrheit sage oder nicht.

Nah bei der Stadt Gerstungen gab es ein ringsum von dunklem Erlengebüsch eingefasstes Wasserloch. Das war so tief, daß in ihm nach der Leute Meinung der höchste Kirchturm untergehen würde. Die gewöhnliche Ruhe dieses Ortes wurde heute durch das dumpfe Gemurmel einer großen Volksmenge unterbrochen. Aus der Ferne nahte von Dankershausen her ein zweirädriger, mit Ochsen bespannter Karren, auf welchem eine Frauengestalt im Armsündergewand saß. Es war Kläre. Sie sollte heute vor versammeltem Volke die Wasserprobe ablegen. Zuerst waren alle Dorfbewohner darin einig gewesen, daß Kläre unschuldig sei. Später wollte dieser und jener etwas Verdächtiges bemerkt haben. Gegenwärtig aber waren es viele, die dem Ungeheuerlichen Glauben schenkten. Freilich fürchtete von letzteren mancher, der Teufel werde seinem Kinde im Augenblick der Not beistehen. Wußte man doch Fälle, in denen er einer Hexe unsichtbar eine Eisenstange zugereicht hatte, schwer genug, die Bedrängte in die Tiefe zu ziehen. Dem wurde jedoch von anderer Seiten entgegengehalten, auf die Treue des Staates sei nicht zu bauen. Da und dort habe er unter höhnischem Lachen eine Nadel dargeboten. Dies und jenes beschäftigte die abergläubische Menge. Als aber das plumpe Gefährt mit der bleichen Jammergestalt anlangte, da verstummte das Geflüster, und alle Blicke ruhten mitleidig auf der zitternden, halbtoten Jungfrau.

Und nun folgte jeder, vor Aufregung bebend, den Vorgängen, die jetzt folgten. Niemand gewahrte den Reitersmann, der, aus der Ferne schon auf den Menschenhaufen aufmerksam geworden, vom Wege ablenkte und auf schäumendem Pferde dahersauste. Eben war Kläre von ihren Peinigern dem Wasser übergeben worden. Langsam sank sie tiefer und tiefer, nur noch die gefesselten Hände erhoben sich wie bittend über

Die Sage vom „Alten Turm“

Nahe bei Rotenburg ragt als letzte steile Erhebung des Stölzinger Gebirges nach dem Fuldataal hin die Kuppe des „Alten Turmes“ 17 empor. Von diesem Berge weiß man im benachbarten Erkshausen nachstehende Sage zu erzählen:

In früheren Zeiten stand auf dem „Alten Turm“ eine stolze Ritterburg. Das Geschlecht der dort hausenden Burgherren war weit und breit im Lande wegen seiner Gerechtigkeit, Milde und seiner Tapferkeit bekannt. Einer der edlen Herren aber war ganz aus der Art geschlagen. Becherklang und Meutegebell waren ihm vertrauter als Schwertgeklirr und Feldgeschrei. Auch diente er lieber schönen Frauen. Daneben war er als herzloser Mann verschrien, der seinen Burgleuten das Leben zu Hölle machte. Nicht selten schlug der Wüterich mit der Reitpeltsche auf Knechte und Mägde ein. Was Wunder, daß sie es nicht lange in seinen Diensten aushielten und heimlich in der Nacht die Burg verließen! Nur einer der Knechte, ein treuer alter Mann, der schon dem guten Vater des Herrn gedient hatte, ließ sich nicht durch seine Grausamkeit abschrecken, sondern hielt bei ihm aus. Er folgte seinem grimmen Herrn auf Schritt und Tritt und tat alles, was er ihm von den Augen ablesen konnte. Aber selbst diesem Diener gegenüber verhielt sich der Bösewicht nicht menschlicher als gegen das übrige Gesinde. Doch ein gütiges Geschick wollte es, daß es dem Alten einmal doch vergolten wurde. Es geschah dies auf wunderbare Weise: Der Burgherr besuchte an einem Sonntag im nahen Rotenburg ein vornehmes Fräulein, dem er in Liebe zugetan war. Wie immer, so hatte er auch bei diesem Ritt seinen alten Knecht mitgenommen. Vor dem Haus des edlen Fräuleins angekommen, mußte dieser die Rappen halten, während der Herr eintrat. Eines der beiden Pferde aber beschmutzte den sonntäglich gefegten Hof. Der Herr, das Haus der schönen Frau nach einiger Zeit verlassend, gewahrte dies, ergrimmte heftig und befahl dem Knecht, den Kot fein säuberlich aufzuheben und in die Tasche zu stecken. Auch jetzt gehorchte der Knecht, wenngleich es ihm diesmal ob der starken Zumutung besonders schwer fiel. Nach halbstündigem Ritt hatten die beiden die Burg erreicht. Der Burgherr warf dem Knecht die Zügel zu, und dieser führte die Rappen in den Stall. Jetzt fiel dem Alten ein, daß er seine Tasche säubern müsse und ging sogleich zur Dungstelle. Doch, was war geschehen? Der Inhalt der Tasche war ja so hart und schwer geworden! Er traute seinen alten Augen nicht, das, was er herauszog, war — — — — eitles Gold! — So wurde der treue Mann für alles Ungemach belohnt! Als einige Zeit darauf der gottlose Herr wieder einmal zu tief ins Weinglas geschaut hatte und auf dem Heimritt in dunkler Mitternachtstunde den Hals brach, wurde der alte Diener frei und konnte nun sein Glück voll und ganz genießen. Er beschloß seinen Lebensabend in Stille und Zufriedenheit.

Die wilde Sau

Die Einwohner von Ober- und Untersuhl, Ronshausen und anderen Orten erzählen noch heute von einem Räuber, der einst Schäferknecht in Grobensee war und später mit einer kleinen verwegenen Schar in den Ruinen des Schlosses Wildeck hauste und von der ganzen Gegend die „wilde Sau“ genannt wurde. Neben vielen Schreckenstaten erzählt man sich auch folgende Geschichte von ihm:

Wie ein vornehmer Herr gekleidet, wie er es öfters tat, ritt der Räuber eines Abends, von seinen schwarzen Doggen begleitet, durch Untersuhl. Da sah er ganz am Ende des Dorfes vor der Tür einer kleinen Hütte ein altes Mütterchen sitzen, das bitterlich weinte und vor lauter Verzweiflung die Hände rang. Als er sie um die Ursache ihres Kummers fragte, erzählte sie unter lautem Schluchzen, daß ihr der Schösser zu Gerstungen vor einiger Zeit die einzige Kuh habe wegnehmen lassen, von deren Ertrag sie gelebt habe, und daß morgen auch die Hütte verkauft werden solle, auf die sie den Erbzins schuldig geblieben wäre. „Dann habe ich nicht mehr so viel Eigentum, wohin ich mein altes Haupt legen kann“, schloß sie ihre Rede und brach in neues Klagen aus.

Mit den Worten: „Nehmt, alte Frau, bezahlt damit, aber laßt euch quittieren!“ warf der Räuber der betagten Witwe eine Handvoll Goldmünzen in den Schoß und ritt seines Weges. Als am anderen Tage des Schössers Diener kam, um den Verstrich des Häuschens zu halten, sah er voller Bewunderung die blanken Goldstücke auf den Tisch gezählt. Kopfschüttelnd sah er bald die Frau, bald das Geld an. Diese aber drängte, zu quittieren, und da er sah, daß sein Geschäft zu Ende war, tat er nach dem Willen der Frau, so wie es Rechtsens war, bat sich noch ein Erkleckliches für seine Mühewaltung aus, welches die arme Witwe mit Freuden gab, strich das Geld in den Säckel und machte sich auf den Heimweg.

Dort aber lag schon der Räuber im Hinterhalt und wartete mit Ungeduld auf den Gerichtsdienner mit dem Geldsack. — „Kehre die Taschen um, auf daß dirs leichter werde!“ rief er donnernd dem Lebenden entgegen. Da half kein Sträuben. Die Doggen zeigten knurrend ihre weißen Zähne, und in des Buschräubers mordgewöhnter Hand glänzte das ungeheuer Schlachtmesser. Zitternd reichte er den Beutel, worin er das Geld der Witwe verwahrt hatte, dem Drohenden auf sein Pferd hinauf. Auch die zwei Geldstücke, die er noch nebenbei von der Alten erpreßt hatte, suchte er aus den Ecken seiner Taschen hervor. Als der Räuber auch diese zwei noch als die seinigen erkannte und wohl mutmaßte, daß der Mann die Arme noch geprellt hatte, da warf er von den Münzen einen Blick auf den Zirknirschten, daß diesem die Knie zu schlottern begannen. Schon glaubte er, daß sein letztes Stündlein gekommen sei. Vielleicht stieg auch schon ein blutiger Gedanke bei dem Räuber auf. Aber er bessann sich diesmal eines Besseren. „Behalt sie für den Schreck!“ sprach er und warf ihm die beiden blinkenden Goldstücke vor die Füße, wandte sein Roß und ritt hohnlächelnd davon.

Wohl ahnten die von Gerstungen, wer die Hand im Spiel gehabt. Aber die Quittung des Gerichtsfrons war vollgütig und somit auch die Sache entschieden.

Die Sage vom Blumenstein

Es war zu der Zeit, als die „wilde Sau“ auf dem Blumenstein²⁹ hauste und durch ihre Taten die ganze Gegend unsicher machte. Draußen funkelten die Sterne. Fahler Mondschein lag auf der winterlichen Erde. In Lindemanns Haus in Hönebach saßen die Mädchen um den Kachelofen beim schnurrenden Spinnrad. Nicht wie sonst trieben die Burschen ihre Neckereien. Sie hatten die Köpfe zusammengesteckt und erzählten sich im Flüstertone von den Taten der Räuberbande. Wenn draußen die Wetterfahne kreischte, horchte alles gespannt auf.

„Ach was, ihr seid alle Feiglinge! Ich kenne keine Furcht. Ich gehe noch heute Nacht auf den Blumenstein und bringe als Zeichen einen Ziegelstein vom Backhaus dort oben mit!“ sagte die Lisbeth. Und ehe man sie von ihrem leichtsinnigen Vorhaben abhalten konnte, war sie in der mond hellen Nacht verschwunden.

Sie schlich durch den Wald, über die Wiesen und den Berg hinauf und kam ohne Hindernis glücklich in die Burg, in die Räuberhöhle. Heimlich holte sie sich einen Ziegelstein vom Backhause herunter und wollte eben wieder zurück, als ihr schneller Hufschlag in der stillen Nacht entgegenklang. Schnell sprang sie unter die Zugbrücke. Kaum stand sie im Versteck, da kam auch schon der Räuberhauptmann angesprengt und hatte ein Mädchen vor sich auf dem Pferde liegen, das er geraubt und deren kostbare Kleidungsstücke er hinten aufgepackt hatte. Gerade als er über die Brücke ritt, fiel das Bündel herab. Schnell hob es die Lisbeth auf und eilte denselben Weg, den sie gekommen, wieder zurück.

Den schützenden Wald hatte sie schon wieder verlassen und war am sogenannten „Spieß“, als sie Pferdegetrappel hinter sich hörte. Das war sicher der Räuber, der das verlorene Bündel suchte. Schnell entschlossen sprang sie auf das Feld und verbarg sich hinter einem Düngerhaufen. Nicht weit von ihr sprengten zwei Räuber vorbei, der eine nach Ronshausen, der andere nach Großensee hinab. Regungslos blieb sie liegen, bis sie die Hufschläge nicht mehr hören konnte. Dann schlich sie auf Umwegen nach Hönebach, wo die Spinnstubenkameraden schon lange auf sie warteten.

Nicht lange danach war in Hönebach Tanz. Die Lisbeth war auch dabei und hatte einen Teil der Schmucksachen, die in dem gefundenen Bündel waren, angelegt. Während des Tanzes kam ein fremder Reiter. Nachdem er eine Zeitlang die Tanzenden beobachtet hatte, mischte er sich unter sie. Es fiel den Burschen auf, daß er nur mit der Lisbeth tanzte.

Der Lisbeth kam es auch so seltsam vor, daß er sie immer anschaute. Sie erzählte es den Burschen, die paßten ihm heimlich auf und sahen, daß er in dem einen Stiefel einen langen Dolch stecken hatte. Als er zuletzt seine Tänzerin heimführen wollte (wer weiß, was er im Sinn führte!), umringten sie ihn unauffällig und packten ihn. Und wen hatten sie gefangen? Den Räuberhauptmann vom Blumenstein!

*

Andere wieder erzählen die Sage so: Das Mädchen holte aus dem Schlosse einen Pack geraubter Sachen und eilte davon. Als die Räuber den Verlust bemerkten, leuchteten sie zunächst im ganzen Schlosse um-

her, dann aber verfolgten sie das Mädchen, und einer wollte im Mondenscheine dicht am Waldesrand die Gestalt gesehen haben. Das Mädchen verbarg sich in ihrer Todesangst unter einem Dunghaufen und hörte klopfenden Herzens die fluchenden Gesellen. Als es sich zunächst sicher glaubte, lief es auf einem Umwege nach Hause. Aber wie erschrak es, als die Räuber in der Spinnstube waren und sich in den Tanz des jungen Volkes gemischt hatten, um den Missetäter so zu entdecken. Das späte Eintreten des Mädchens, dem die Todesangst aus den Augen sah, mochte dem Verdachte der Räuber die richtige Fährte gegeben haben; denn sie führten der Reihe nach das Mädchen zum Tanz. Darüber war es so erschrocken, daß es in den Armen des Hauptmanns tot zusammenbrach.

Anmerkungen:

- 1 Galgenberg; Flurname in der Gemarkung Ulfen, auf dem der Galgen für Rechtsbrecher stand. Das weist darauf hin, daß Ulfen früher Sitz eines Gerichtes war. Als solches kam es im 14. Jahrh. an Hessen. Mit ihm wurden 1340 die v. Baumbach und 1420 die Treusch v. Buttler belehnt. Zum Gericht zählten damals Ulfen, Breittau, Krauthausen, Lindenau, Wölflterode, Erdmannshain und Teile von Holzhausen.
- 2 Hatzenbach; Bachgrund N Erdmannshain. Petersberg; Berg NW Erdmannshain. Rübberg; Berg 1 km W Erdmannshain. Sie liegen in einem Waldgelände, das sich in Höhe von Ulfen W von der alten Nürnberger Straße in N-S-Richtung hinzieht.
- 3 Glesenhagen; Waldgelände 2 km SW Ulfen.
- 4 Rittersberg; Hof 3 km NO Ulfen, gehörte 1747 den Treusch v. Buttler. Holzhausen; Dorf 5 km O Ulfen. 1195 wird es von Papst Cölestin III. dem Kloster Germerode zugewiesen. Später kam es an die Treusch v. Buttler.
- 5 Hasengarten; Hof 1,5 km SO Ulfen. 1592 erstmals erwähnt, gehört es 1747 denen v. Baumbach. Blindenmühle; 750 m S Ulfen. 1587 erstmals erwähnt, lag sie an der Straßenabzweigung im Ulfetal, die von Ulfen nach Richeladorf und nach Nesselröden führte. Die Mühle ist heute nicht mehr vorhanden. Rietmühle; Auch Riedmühle, 500 m SW Ulfen. Heute nicht mehr als Mühle genutzt. Ein farbiges Ölgemälde der Riedmühle, von dem hessischen „Mühlenmaler“ Wilh. Schott aus Eschwege im Jahre 1929

gefertigt, finden wir auf dem Schutzumschlag des Buches „In einem kühlen Grunde“ von Rolf Hochhuth (1978, im Winkler Verlag München) zu Ehren eben dieses Malers herausgegeben.

- 6 Keudelsberg; Heute Heydelsberg S der Blindenmühle.
- 7 Im Kreuzchen; Teil der Ortslage von Ulfen.
- 8 Rittershausen; Wüstung 1 km SW Renda, seit 1543 waren die Treusch v. Buttler damit belehnt. Wahrscheinlich ist der Hof Rittersberg ein Überrest der ehemaligen Siedlung.
- 9 Mittelwinden; Ehemals Siedlung 1 km NW Hönebach, die schon früh wüst wurde. 1323 wurden die Brüder Heinrich, Hermann und Friedrich v. Heringen von Landgraf Otto zu Burgmannen auf der Burg Friedewald bestellt. Als Burglehen erhielten sie u. a. Wüstung Mittelwinden, die sie bis 1410 besaßen. Im 16. Jahrh. ist ihre Flur in die Gemarkung Hönebach aufgegangen.
- 10 Mackenrode; Ehemals Siedlung 500 m SW Hönebach, die schon früh wüst wurde. 1331 ist die Wüstung ein Lehen der Grafen v. Ziegenhain, die es an die v. Romrod und v. Baumbach weiter verlehnten. 1553 zählt es zur Gemarkung Hönebach. 1651 erscheint der Name Mackenrod nur noch als Waldname im Forstsalbuch des Amtes Friedewald.
- 11 Dreikönigsstein; Waldstelle 2 km NW Obergude.
- 12 Kloster Haydau; Auch Heydau, 1235 von Hermann v. Treffurt gegründet und mit Nonnen des Zisterzienserordens besetzt. 1527 wurde das Kl. säkularisiert, die Nonnen abgefunden und entlassen.
- 13 Gude; d. i. Obergude Am 25. 2. 960 übertrug Kaiser Otto der Große seinem Getreuen Thiatgaz Güter in Gude und Solz. Seit 1372 hatte das Kl. Heydau verschiedene Zinsen in Obergude erworben.
- 14 Dieses hessische Adelsgeschlecht tritt 1226 mit Ditmar v. Riedesel in das Licht der Geschichte. Hermann v. Riedesel (1407—67), der mit Margarethe v. Rhörfurth verheiratet war, erbt beim Tode seines Schwiegervaters Eckhard v. Rhörfurth dessen Güter und den Titel eines Erbmarschalls von Hessen, den der Stammesälteste der v. Riedesel heute noch führt. 1419 wurden sie mit der Burg Ludwigseck belehnt, bei deren Bau sie beteiligt waren.
- 15 Hornungskuppe; ein am Ostrand des Süllingswaldes (Seulings-) und 4 km SO Hönebach gelegener 440 m hoher Berg, der einstmals die Burg Hornsberg trug. Auf einem Plateau von 45 m in der Länge und 30 m in der Breite stand die verhältnismäßig kleine Burg. Der Gründungsbau fällt ins 12. Jahrh., ihre Zerstörung ins 14. Jahrh. Von 1214—1484 lebt ein urkundlich nachweisbares Rittergeschlecht von Hornsberg, dessen Besitzungen und Güter nach der Zerstörung in immer größer werdender Entfernung von der Burg zu finden sind (Werratal, Eschwege, Lichtenau).
- 16 Flachsknoten; Knoten sind die Samenköpfe des Flachses, die früher auf einem Tuch ausgebreitet wurden, damit die von der Sonne erwärmten Köpfe aufsprangen und die Samen freigaben. Diesen Vorgang nannte man „klengen“.
- 17 Alte Turm; Berg 1 km N Rotenburg, der einstmals eine Burg, die Rodenburg, trug. Ihre Erbauung wird in das 12., möglicherweise schon ins 10. Jahrhundert verlegt, ihre Zerstörung leitet das Jahr 1387 ein. Zu den Burgmannen zählten die Adelsfamilien der Umgebung, von denen uns die v. Rotenburg, v. Trott, v. Baumbach, v. Reichenbach, v. Berlepsch, v. Hattenbach sowie die Fullekopp und die Kyl bekannt sind.
- 18 Burg Wildeck; 2,5 km N Hönebach, 1290 erstmals erwähnt, war sie Sitz eines fuldischen Amtmannes im Gericht Wildeck, zu dem die Dörfer Obersuhl, Hönebach und die Höfe Schildhof, Almushof, Beilers, Bauhaus zählten.
- 19 Schösser; ein alter Ausdruck für Steuereinnehmer.
- 20 Blumenstein; ein 1727 vom Hessisch-Rotenburgischen Landgrafen Ernst Leopold (1684—1749) auf den Ruinen der ehem. Burg Wildeck erbautes Jagdschloß, das 1884 auf Abbruch verkauft wurde, nachdem der Hess.-Rotenburg. Landgraf Constantin (1716—79) im Jahre 1770 im Talgrund ein neues Schloß hatte bauen und ihm den Namen Wildeck geben lassen.